

**Die Lust an der Größe der Aufgabe –
Integration ist ein Marathonlauf, der gerade erst
begonnen hat**

Sommerempfang
Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens

13. Juni 2016 in Meißen

Präsident

Ulrich Lilie
Caroline-Michaelis-Straße 1
10115 Berlin
Telefon: +49 30 65211-1763
Telefax: +49 30 65211-3763
praesidialbereich@diakonie.de

- Es gilt das gesprochene Wort! -

Die Lust an der Größe der Aufgabe – Integration ist ein Marathonlauf, der gerade erst begonnen hat

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich möchte Ihnen von Mohammad Sadek-Darwish erzählen. Herr Sadek-Darwish ist einer der rund 1,19 Millionen Männer, Frauen und Kinder, die seit dem vergangenen Sommer in Deutschland Zuflucht und Zukunft sucht haben. 39.800 von ihnen leben in Sachsen Die Zahl habe ich auf der Homepage der Sächsischen Staatskanzlei gefunden. Die meisten kommen aus Syrien, Afghanistan und dem Irak. Das sind, wenn ich mich nicht verrechnet habe, 0,9 Prozent der Bevölkerung in Ihrem Bundesland.

Herr Sadek-Darwish hat Tischler gelernt. Er ist 25 Jahre alt. Vor drei Jahren hat er bei einem Bombenanschlag in Damaskus beide Beine, einen Arm und ein Auge verloren. Ich habe ihn in einer Berliner Gemeinschaftsunterkunft der Diakonie für besonders schutzbedürftige Flüchtlinge kennengelernt. Dort lebt er seit September vergangenen Jahres. Ein freundlicher kräftiger junger Mann. Jeans, Polo-Shirt, Basecap verkehrt herum auf dem Kopf. Seinen alten Beruf kann er nicht mehr ausüben. Der neue Traum für sein Leben in Deutschland heißt Grafik-Design. Herr Sadek-Darwish möchte studieren.

Ob das realistisch ist, fragen Sie sich?

Wahrscheinlich nicht. Jedenfalls nicht ohne Unterstützung. Andererseits: War es realistisch, mit nur einem Arm und ohne Beine über das Mittelmeer von Damaskus nach Berlin zu kommen?

Herr Sadek-Darwish hat es zusammen mit seinem Neffen trotzdem geschafft. Etwa zeitgleich mit seinem Eintreffen wurden die Flüchtlinge und ihre Situation das große Thema in unserem Land, in Europa. Der dreijährige Aylan ertrank vor der türkischen Küste, das Bild seiner am Strand angespülten Leiche ging um die Welt. Seitdem hat das Thema Flucht und Flüchtlingspolitik die ersten Plätze der politischen, der medialen und gesellschaftlichen Agenda nicht mehr verlassen. Und das ist gut so. Denn weltweit sind über 60 Millionen Menschen auf der Flucht. 60 Millionen Menschen wie Sie und ich. Christen verstehen Menschen als „Ebenbilder Gottes“. Das ist ein kraftvoller, biblischer Begriff, der mit dem moderneren, säkularen Begriff der Menschenwürde verwandt ist, auf den sich das Recht auf Asyl beruft. Vor diesem Hintergrund sagte Kardinal Rainer Maria Woelki kürzlich am Fronleichnamfest in Köln: „Wer Menschen im Mittelmeer ertrinken lässt, lässt Gott ertrinken.“ Dem ist eigentlich nichts weiter hinzuzusetzen. Vielleicht nur der Hinweis dass das Evangelium uns Christen auch zumutet, in den Fremden Christus selbst zu entdecken. Vgl. Matthäus 25. Niemand hat behauptet, dass das immer einfach ist.

1. Asyl ist ein Menschenrecht

Die Themen Flucht und Integration sind die Dauerbrenner in den öffentlichen Debatten, in Zeitungen, Hörfunk und Fernsehen und natürlich im Internet, in den sozialen Medien. Neben viel differenzierter Information und wichtigen kritischen Kontroversen, erschrecken mich der dumpfe Rassismus und die zunehmende Verrohung des Tons, die sich in die Debatten und in unser Miteinander fressen. Nicht nur in Ihrem Bundesland, wo – wie gesagt – nicht einmal ein geflüchteter Mensch auf 100 Sachsen kommt, ist dieser Rassismus schon in Gewalt umgeschlagen. Und bei den zurückliegenden Wahlen wurden nicht nur in Deutschland Parteien zu vermeintlichen Gewinnern solcher erschreckender Verrohung, die auf sehr komplexe Verhältnisse mit allzu einfachen, teilweise bizarren und in keiner Weise zukunftsfähigen Parolen reagieren.

Dabei ist die Auffassung, dass Konflikte und Kriege in fernen Ländern oder die Folgen des Klimawandels dort uns nichts angingen, nicht haltbar. Nur nationale, gar nationalistische Politikansätze sind vorgestrich. Die globalisierte Welt ist längst ein Dorf geworden – wenn an einem Ende des Dorfes die Hütten brennen, werden wir am anderen Ende nicht so tun können, als ginge uns das nichts an.

Das heißt, natürlich könnten wir so tun. Aber das wäre – auch im wohlverstandenen eigenen Interesse eben weder klug, noch nachhaltig - und schon gar nicht anständig, erst recht nicht christlich. Wir Menschen leben längst als eine Schicksals - und Verantwortungsgemeinschaft auf diesem Planeten. Das gilt es zu verstehen. Wir können die Fluchtursachen – Krieg, Armut, Klimawandel – nur gemeinsam wirkungsvoll bekämpfen. Nur gemeinsam können wir erfolgreich daran arbeiten, dass dieser unbegreiflich erwählte Planet weiterhin eine Lebensgrundlage für alle bietet. Das sollten wir tun, solange uns dafür noch Zeit geschenkt ist.

Die Ankunft der Zuflucht- und Zukunftsuchenden hat viele Herausforderungen für viele Menschen auf vielen Ebenen unseres Gemeinwesens mit sich gebracht: Unterkunft, Verpflegung, medizinische Versorgung. Bearbeitung der Asylanträge, Schul- und Sprachunterricht. Wohnung, Ausbildung, Arbeit. All das muss organisiert und finanziert werden.

Was von Haupt- und Ehrenamtlichen in Behörden und Gemeinden, in Diakonie und freier Wohlfahrt, von Regierungen und Zivilgesellschaft in unserem Land geleistet wird, ist beeindruckend und Grund zur Dankbarkeit. Die engagierten Helferinnen und Helfer sind das Gesicht der besten Seiten unserer Gesellschaft, der humanitäre Stärke unserer Kultur. Das strahlt aus in unsere Gemeinwesen: So beginnen gute Geschichten und eine lebenswerte Zukunft.

Ich bin überzeugt. Jetzt ist es wichtiger denn je mit unseren gemeinsamen Anstrengungen nicht nachzulassen: Denn Integration ist ein Marathonlauf, der gerade erst begonnen hat. Und das individuelle Grundrecht auf Asyl, das im Deutschen Grundgesetz und in der EU- Grundrechtecharta verankert ist, liebe Damen und Herren, ist und bleibt ein Menschenrecht. Selbstverständlich brauchen wir in einem Europa der Menschenrechte bald eine tragfähige und glaubwürdige europäische Antwort auf diese Jahrhundertherausforderung. Diese Antwort kann nicht sein, die Grenzen dicht zu machen, wir haben gelernt, dass das nicht funktioniert. – Ganz abgesehen davon, dass es unmenschlich und unchristlich ist. –Und es ist auf Dauer auch keine Lösung, die Aufgabe, Flüchtlinge in Deutschland und Europa dauerhaft zu schützen, auf andere Staaten wie die Türkei abwälzen, in denen eben kein angemessener Schutz und kein rechtsstaatliches Asylverfahren garantiert ist. Angesichts der weltweiten Flüchtlingsbewegungen haben wir auch weiterhin die Verpflichtung, denen, die vor unserer Haustür vor unsäglicher Gewalt, vor Krieg und Vertreibung fliehen und die bei uns Zuflucht und Zukunft suchen, Wege in unsere Gesellschaften öffnen. Menschen wie dem eingangs geschilderten Mohammad Sadek Darwish, der seinen Weg in unsere Gesellschaft in einem Rollstuhl beginnt.

Wie kann das gelingen?

2. Integration beginnt im Kopf

Ich bin überzeugt: Integration beginnt zunächst im Kopf. Wer die Menschen, die bei uns Zuflucht und Zukunft suchen ausschließlich als Bedrohung ansieht, wird kaum brauchbare Ideen entwickeln, wie man ihnen die Ankunft erleichtert. Wir brauchen in Deutschland und in Europa dringend einen Paradigmenwechsel: Weg vom einseitigen Gedanken der Last, hin zu dem des Potenzials, das mit jedem Menschen verbunden ist. Weg vom Flüchtling, der kostet, hin zum Menschen, der kostbar ist.

Doch die Wurzeln des alten Paradigmas der Last, des lästigen Flüchtlings, liegen tief: Die Gesellschaft für Deutsche Sprache kürte „Flüchtling“ zum Wort des Jahres 2015. In der lesenswerten Begründung heißt es, das Substantiv sei auch sprachlich interessant. Ich zitiere: „Gebildet aus dem Verb flüchten und dem Ableitungssuffix –ling ..., klingt Flüchtling für sprachensible Ohren tendenziell abschätzig: Analoge Bildungen wie Eindringling, Emporkömmling oder Schreiberling sind negativ konnotiert, andere wie Prüfling, Lehrling, Findling, Sträfling oder Schützling haben eine deutlich passive Komponente. Neuerdings ist daher öfters alternativ von Geflüchteten die Rede. Ob sich dieser Ausdruck im allgemeinen Sprachgebrauch durchsetzen wird, bleibt abzuwarten.“¹ Zitat Ende. –

Integration beginnt im Kopf und im Herz: Hören wir bitte auf, von "den Flüchtlingen" zu sprechen. Erst dann werden wir die einzelnen Menschen und ihr Potenzial wirklich wahrnehmen können.

Für das Gelingen von Integration, für die Verwandlung von Flüchtlingen in Mitmenschen, ist bloßes Abwarten keine angemessene Haltung. Nicht nur wer ablehnt, gefährdet Integration. Auch wer nur abwartet, gefährdet Integration. Und wer Integration gefährdet, gefährdet den gesellschaftlichen Frieden für uns alle. Mich besorgt, dass wir die unterstützenden Kräfte auf der regionalen und kommunalen Ebene so wenig bündeln, wir bräuchten dringend eine neue Kultur der „Runden Tische“, an denen sich alle Verantwortlichen und alle Verbündeten aus allen gesellschaftlichen Gruppen zu einer verbindlichen Zusammenarbeit und zu konkreten kommunalen Zielen verabreden.

3. Integration geht uns alle an

Integration verstehe ich – das haben Sie sicher bereits gemerkt – nicht allein als eine Bringeschuld der auf das Fremdsein reduzierten „Fremden“. Integration ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die das Engagement der Alteingesessenen und der Neuankommenden braucht.

Selbstverständlich verändert dieser Prozess unser Land.

Doch die Aufnahme von Flüchtlingen oder von Arbeitsmigranten und ihre gelingende Integration ist nicht nur in der deutschen Geschichte immer eine Investition in die Zukunft einer Gesellschaft gewesen. Im 17. Jahrhundert die Hugenotten in Preußen, im 19. Jahrhundert die Ruhrpolen aus Masuren, im 20. Jahrhundert die Türken – auf Einladung. Menschen gehen dorthin, wo sie Arbeit, Frieden und Zukunft für sich und ihre Kinder erhoffen. Menschen kommen an in ihrer neuen Heimat, wenn sie dort schnell Arbeit, Frieden und Zukunft für sich und ihre Kinder finden.

Und immer wieder lösen „die Neuen“ Widerstände aus: ihr anderer Glaube, ihre andere Sprache, die andere Kleidung und das andere Essen – Fremde eben. – Aber wir können ihrer Hoffnung und ihrem Talent eine neue Heimat geben, verehrte Damen und Herren. – Wir könnten es Ihnen und uns auch nur schwerer machen. Aber dann werden wir alle einen hohen gesellschaftlichen Preis dafür bezahlen müssen.

¹ www.gfds.de/wort-des-jahres-2015.

4. Integration beginnt am ersten Tag

Integration beginnt mit dem ersten Tag. Ob aus dem Willkommen ein Ankommen wird, entscheidet sich heute. Das lange Warten macht die Menschen krank und zornig. Wer monatelang untätig auf seinem Feldbett sitzen und darauf warten muss, bis sein Schutzstatus und sein Aufenthaltstitel geklärt wird und er zu seiner Familie darf, verliert den Mut. Oder wird wütend. Wer sein Schicksal nicht selbst in die Hand nehmen darf und beim Aufbau eines neuen Lebens nicht unterstützt wird, ist dann später viel schwieriger für gute Vorschläge zu gewinnen. Darum müssen wir schneller, effizienter und beweglicher werden. Hettstedt in Sachsen-Anhalt ist nur eine der Kommunen, die erfolgreich versucht Anreize zu schaffen, damit die Flüchtlinge bleiben. Cottbus oder Goslar erkennen in den Zufluchtsuchenden Menschen mit Potenzial und gehen auf sie zu.² Solche Geschichten müssen erzählt und weiter geschrieben werden. Entscheidend sind hier zum einen staatliche Angebote und rechtliche Regelungen, die den Menschen einen sicheren Aufenthalt, Zugang zu Integrationsmaßnahmen und zum Arbeitsmarkt sichern. Entscheidend sind vor allem auch die Kommunen und die Zivilgesellschaft: darum noch einmal, ich werbe für kommunale runde Tische, an denen sich Wirtschaft, Kommunalverwaltung, Stadt- und Bildungsplaner, Jobcenter, Schulen, Kirchengemeinden, Krankenhäuser und und und mit den Organisationen der Flüchtlingshilfe vernetzen und sich gemeinsame, verbindliche, auch nachprüfbare, Integrations-Ziele setzen. Ziele, die wir gemeinsam erreichen können und von denen sowohl die Neuankömmlinge, als auch die Gesamtgesellschaft profitieren wird: Denn es geht jetzt um die kommunale Organisation von Arbeit, Wohnung und Bildung. Davon haben langfristig alle etwas. DWI-Präsident Marcel Fratzscher hat das jüngst so formuliert hat „Die Flüchtlinge zahlen die Rente der Babyboomer.“³ Immerhin sind ein Drittel von ihnen Kinder und Jugendliche.

Ambitioniert und chancenorientiert nach vorne denken und dabei die Situation der Schwachen, der Alten, der Behinderten, der Kranken und der Traumatisierten nicht vergessen, sondern ihnen gerecht werden – diesen Geist der Zuversicht, der Menschenfreundlichkeit und der Nächstenliebe würde ich gerne entfacht sehen in unserem Land - und keine German Angst -
Von diesem Geist hätte ich - ich will das nicht verschweigen- auch gerne mehr im Entwurf des Integrationsgesetzes gespürt. Es ist ein zu wenig ambitioniertes Gesetz herausgekommen, es atmet den Geist des Misstrauens – und das ist falsch. Es unterstellt den Schutzsuchenden mangelnden Integrationswillen. Das stimmt überhaupt nicht mit den Erfahrungen überein, die wir als Diakonie in unserer vielfältigen Arbeit mit Flüchtlingen machen. Statt Anreize zu setzen, schwingt das Gesetz die Drohkeule und verhängt Sanktionen für angeblich mangelnde Integrationsbereitschaft.

In der Diakonie sehen wir das sehr kritisch. Wir wollen, dass Flüchtlinge in Deutschland dauerhaft Schutz bekommen – so wie das auch der Grundgedanke der Genfer Flüchtlingskonvention und des Grundgesetzes ist. Wir wollen verhindern, dass Familien und soziale Netzwerke durch Wohnsitzzuweisungen auseinandergerissen werden, dass Kranke wegen Sprachproblemen nicht die ärztliche Versorgung bekommen, die sie brauchen, dass Männer und Frauen wegen eines Arbeitsverbots oder einer Vorrangprüfung zum Nichtstun verdammt sind, dass Kindern und Jugendlichen der rasche Zugang zu Bildung und Ausbildung verweigert wird. Wir sind sicher: Eine solche in Gesetze gehüllte abweisende Haltung transportiert sich. Und diese Haltung verhindert eine gelingende Integration. Das können wir besser.

Und mit diesem „Wir“ möchte ich Ihre Aufmerksamkeit heute auf einen entscheidenden Faktor für gelingende Integration lenken, der in den Debatten um das liebe Geld und neue Gesetze zu oft untergeht: Denn was die Menschen, die bei uns Zuflucht und Zukunft suchen, mindestens genauso dringend

² Vgl. Lausitzer Rundschau, 27.5.2016 oder Caterina Lobenstein: „Bürgermeister, übernehmen Sie“, Die Zeit, 19.5.2016.

³ Vgl. Die Welt, 12.03.2016, Bettina Markmeyer: „Flüchtlinge werden Renten der Babyboomer zahlen“.

brauchen wie Arbeit und Wohnung sind andere Menschen: Nachbarn, Bekannte, Freundinnen und Freunde, hoffentlich bald Kolleginnen und Kollegen, irgendwann auch Familienmitglieder.

Auch deswegen ist es so bedeutend, dass die Integrationsarbeit auf den Schultern vieler liegt. Hier wachsen Beziehungen, nicht nur Beziehungen zwischen Alt-Einwohnern und Neu-Einwohnern. Sondern auch Beziehungen zwischen alteingesessenen Menschen, die sich ohne die Ankunft der Flüchtlinge nie kennengelernt hätten.

Wie viele neue Netzwerke zwischen Institutionen, Parteien, Kirchengemeinden, Sport-Vereinen, Theatern sind entstanden und entstehen noch. Diese Beziehungen bilden die Basis für unser neues gesellschaftliches Wir. Für ein weltoffenes und tolerantes Zusammenleben der Verschiedenen. Auch in Zukunft werden sich Menschen begeistern lassen für diese Aufgabe. Darauf baue ich.

Doch um nachhaltig zu sein, braucht die Kultur des Ehrenamts – das wissen wir in der Diakonie mit 750.000 bürgerschaftlich Engagierten schon seit langem – auch professionelle Koordination und Förderung. Wie gesagt: Kommunale Runde Tische wären ein Instrument, die Kräfte von Verwaltung, Regierung und Zivilgesellschaft zu bündeln. Die Haupt-Integrationsfelder Wohnung, Sprache, Schule und Arbeit müssen gleichzeitig bearbeitet werden. Dazu sind schnell erhebliche Investitionen und eine entsprechende Ausstattung der Kommunen nötig: im Sozialen Wohnungsbau wie beim Ausbau von Schulen und Kindertagesstätten. Das wird nur gelingen und sich auszahlen, wenn Staat, Land und Kommunen, aber auch Verbände und Zivilgesellschaft noch stärker zusammenarbeiten. Auf der kommunalen Ebene entscheidet sich viel.

Damit das gelingt, benötigen wir auch weiterhin eine Kultur der Improvisation. Der Innenminister unseres Landes hat vor wenigen Tagen bei einem öffentlichen Vortrag von seinen vielen Vorortgesprächen mit Verantwortlichen in den letzten Wochen und Monaten erzählt. In allen Gesprächen berichteten ihm Sozialdezernenten und Landkreisdirektoren, dass sie sich bei der Erstversorgung und Unterbringung über manche Verwaltungsvorschrift hinweggesetzt haben. Wir brauchen immer noch Menschen, die sich zuerst fragen: Wie schaffen wir jetzt die Gelingensvoraussetzungen für Integration möglichst schnell und erfolgreich?

5. Die Kultur der Improvisation

Integration braucht die Gabe der Improvisation. Eine Kultur der Improvisation speist sich aus Geistesgegenwart und gesundem Menschenverstand, aus der Fähigkeit aus dem Stehgreif mit Anderen etwas darzustellen oder herzustellen. Ungewohnte Allianzen einzugehen. Nicht zu verzweifeln, wenn Lösungen nicht sofort auf der Hand liegen. Auch nicht, wenn nicht alle Mittel vor Beginn zur Verfügung stehen. Manchmal erfordert Improvisation aber eben auch einen souveränen Umgang mit Regeln. Die Begabungen, die man zum Improvisieren braucht, sind in Deutschland ausreichend vorhanden und dürfen sich jetzt weiter entfalten:

Ich meine den Geist der Bastler und Heimwerker.

Den der Globetrotter oder der Gamer am Computer.

Ich meine die Gaben der Köchin, die vor einem fast leeren Kühlschrank steht und doch ein schmackhaftes Gericht herzustellen vermag.

Das Improvisationstalent berufstätiger Eltern.

Ich meine die Deutschen mit Migrationshintergrund, die bereits unter uns leben und ihre kulturelle Beweglichkeit.

Und ich meine nicht zuletzt die Menschen, die unter den Lebensbedingungen der DDR nicht müde wurden, nach praktikablen Lösungen für die Alltagserleichterung zu suchen. Und die sich nach 1989 ohne Auswanderung oder Flucht plötzlich in einem neuen Land vorfanden – das sich keineswegs für alle als das gelobte Land entpuppte.

Deutschland ist auch heute nicht das Gelobte Land, in dem Wohlstand für alle einfach herrscht. Dass unser Sozialstaat recht gut funktioniert, verdankt sich einem langen historischen Prozess und zahlreichen Anstrengungen aller Bürgerinnen und Bürger tagtäglich.

Das bleibt den Menschen, die aus zerstörten Gesellschaften zu uns kommen, zunächst mitunter verborgen. Viele kennen aus den Medien nur die funkelnde Oberfläche unserer Konsumgesellschaft und tragen eine undifferenzierte Sehnsucht nach einem Leben in sich, das an diesem Glanz Anteil haben möchte.

Das ist verständlich. Aber unrealistisch. Wir dürfen von den Menschen, die kommen und bleiben wollen, Realismus erwarten. Wir dürfen, ja wir müssen auch Forderungen stellen:

Die deutsche Sprache muss gelernt werden. Es ist deswegen unverzichtbar, dass das Kursangebot erweitert wird, dass es schon in den Gemeinschaftsunterkünften verlässliche Angebote geben muss.

Die Werte des Grundgesetzes müssen als Fundament unserer Gesellschaft von allen Menschen, die hier leben wollen, anerkannt werden.

Religiosität muss ihren angemessenen Platz in unserem säkularen Gemeinwesen finden können. Kirchen, Synagogen und Moscheen und viele andere Religionsgemeinschaften und ihre Versammlungsorte gehören zu Deutschland.

Die Presse ist frei. Die Kunst ist frei. Und Frauen dürfen selbst bestimmen, welchen Beruf, welche Lebensform sie wählen und welche Rocklänge sie bevorzugen. Aber auch, so denke ich, ob sie ein Kopftuch tragen möchten oder nicht.

Wir werden darüber zu diskutieren haben. Und zwar nicht nur mit den Menschen, die Zuflucht und Zukunft bei uns suchen, sondern auch mit denen, die ihren Hass auf alles Fremde so ungeniert ausleben, dass es einem fast die Sprache verschlägt. - Aber diesen Gefallen werden wir den Schreihälsen nicht tun! Wir verlangen Respekt, Christen sprechen sogar von Nächstenliebe, und Respekt - erst recht Nächstenliebe - muss in unserer Geschichte auch immer wieder aufs Neue eingeübt werden. Ohne Üben und ohne Engagement gibt es keinen Respekt, keine Nächstenliebe und keine Demokratie.

6. Integration ist ein Marathonlauf, der gerade erst begonnen hat

Integration geht uns alle an. Integration beginnt im Kopf und im Herzen. Integration beginnt mit dem ersten Tag.

Und: Integration ist ein Marathonlauf, sehr geehrte Damen und Herren, ein Marathonlauf, der gerade erst begonnen hat.

Was es bedeutet, einen Marathon zu laufen, können wir derzeit in vielen Städten erleben. Auch in Sachsen hat die Saison wieder begonnen. In Hoyerswerda und Chemnitz, im Erzgebirgskreis, im Vogtland, Leipzig, Borna und Werdau erwarten Sie in den kommenden Monaten Läuferinnen und Läufer, die lange trainiert haben, um die gewaltige Strecke laufen zu können. Alte, Junge, Männer, Frauen, Sportliche und solche, die es einfach wissen wollen. Auch Rollstuhlfahrer sind dabei. Es ist die schiere Lust an der Größe der Aufgabe, die viele motiviert. Das wünsche ich mir auch für den Integrationsmarathon, den wir alle in Deutschland gerade miteinander beginnen. Wir alle. Nicht nur die Zufluchtsuchenden. Unsere Motivation dabei ist: Wir laufen nicht allein, sondern mit anderen, deren Wille zur Mitarbeit eben keineswegs erschöpft oder verbraucht ist. Und wir gehen dieses anspruchsvolle Rennen als eine Art Staffellauf.

Wir laufen ihn gemeinsam mit Menschen wie Mohammad Sadek Darwish, von dem ich eingangs erzählt habe. Er hat seinen Integrationsmarathon schon in Damaskus im Rollstuhl begonnen. Was für ein mutiger und beeindruckender Mann. Zum Abschied meines Besuches wünschte er mir Frieden und Erfolg. Seinen

Wunsch gebe ich heute gerne an Sie alle weiter: Frieden und Erfolg wünsche ich Ihnen für Ihr vielfältiges Engagement! Und Gottes Geleit und seinen Segen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.